

Wenn das Brot, das wir teilen (Gl 990, G 615, Lp 466)

Das Lied ist 1981 entstanden. Den Text schuf Claus-Peter März, Professor für Neues Testament an der Universität Erfurt. Die Melodie stammt von Kurt Grahl, Kirchenmusikdirektor in Leipzig. Die beiden Autoren haben noch eine Reihe anderer neuer geistlicher Lieder und Musikwerke geschaffen.

Die erste Strophe erinnert an das Rosenwunder der Heiligen Elisabeth von Thüringen. Als ihr missgünstiger Mann Sie überführen wollte, den Armen wieder Brot zu bringen, obwohl er ihr dies verboten hatte, verwandelte sich das Brot in Rosen, so die Legende. Das Motiv von Brot und Rose taucht auch in einer Begebenheit auf, die vom Dichter Rainer Maria Rilke erzählt wird. Er ist – so die Geschichte – in Paris mit seiner Begleiterin immer wieder an einer Bettlerin vorbei gegangen. Eines Tages legte er ihr eine Rose in die Hände. Daraufhin erhob sie sich und war eine Woche lang nicht mehr an ihrem vertrauten Platz anzutreffen. Auf die Frage, wovon sie denn lebe, antwortete Rilke seiner Begleiterin: „Von der Rose.“ Dieses Geschehnis bringt wie die Legende vom Rosenwunder zum Ausdruck, dass es nicht genügt, den Notleidenden mit dem vordergründig Notwendigsten zu versorgen. Der Arme sehnt sich, wie wir alle, nach mehr. Die Rose, Ausdruck der Zuwendung, die nicht nach dem Nutzen fragt, ist ein Zeichen dafür. So ist es auch mit dem Wort. Man kann es lustlos aussprechen, einen Text ohne innere Anteilnahme rezitieren und es ist damit auch gesagt. Man kann es aber auch in wunderbare Musik kleiden und damit das Unsagbare mit aussprechen. Wo Menschen mehr tun, als das bloß Zweckmäßige und sich aus freien Stücken, ohne zu rechnen und abzuwägen, dem Menschen zuwenden, ihn teilhaben lassen am Schönen, wohnt Gott schon hier und jetzt in ihrer Mitte, so der Refrain. Im Menschen, dem wir uns zuwenden, leuchtet dann Gottes Angesicht auf. So ist es im Text vom Weltgericht angedeutet, wenn der Richter sagt: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben“ (Mt 25,35). Was letztlich zählt, ist also die liebende Zuwendung zum Mitmenschen. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4,16) – dieser Vers aus dem ersten Johannesbrief steht ebenfalls im Hintergrund des Refrains, der die Gottesbegegnung in der Liebe verortet.

Noch deutlicher ist die Anspielung auf die Rede des Königs und Richters in der bekannten Schriftstelle vom Weltgericht in der zweiten Strophe. Dort ist in diesem Sinne davon die Rede, dass wir im Leid jedes Armen auf Christus verwiesen werden. So wird die Not, die wir lindern, zur Freude, weil wir damit dem Menschen begegnen und in sich in dieser Begegnung auch Christus zeigt. Gottesliebe und Nächstenliebe kann man nicht trennen.

In der dritten Strophe kommt dann zum Ausdruck, dass jene, die schenken, zuletzt selber die Beschenkten sind. So sehen es viele Menschen, die sich für andere einsetzen. Sie sagen, dass das Gute, das sie tun, auch ihnen vielfach zuteil wird. So hält die Hand, die wir halten auch uns selber – es kommt auf die Perspektive an. Das Kleid, das wir schenken, erinnert an einen weiteren Heiligen, dessen Namenstag wir im November feiern – an Martin von Tours. Die Legende berichtet, dass er seinen Soldatenmantel geteilt hat, und so einen Bettler vor dem Erfrieren gerettet hat. Vielleicht ist diese

Legende deshalb so populär geworden, weil sie illustriert, was es heißt, den Nächsten wie sich selbst zu lieben: Nicht den ganzen Mantel zu teilen und dann selbst zu erfrieren, sondern so zu teilen, dass man selbst und der Beschenkte gut leben kann.

Die vierte und fünfte Strophe lenken den Blick vom materiellen Leid zum seelischen. Darin wird der grundlegende Gedanke des Liedes weiter entfaltet. Wer Anteil nimmt an der Not seines Mitmenschen, wird auch selbst zum Beschenkten. Wer hilft, die Not des anderen zu lindern, übt damit schon ein, mit der eigenen Not umzugehen. So trägt der Trost, den wir geben auch uns selber und der Schmerz, den wir teilen, wird in Hoffnung gewandelt. Damit gelangen wir in der letzten Strophe zum letzten großen Geheimnis unseres Lebens. Für andere da zu sein, sich selbst zu verschenken, heißt auch los zu lassen. Das letzte große Loslassen in unserem Leben ist der Tod. Wer die Haltung des Loslassens schon mitten im Leben eingeübt hat, weiß, dass auch der Tod, den wir sterben, vom Leben singt, wie es am Ende dieses Liedes heißt.

Für mich gehört dieses Lied zu den gelungensten Beispielen neuen geistlichen Liedguts. Zu Recht hat es in vielen Gemeinden seinen festen Platz schon längst gefunden. Besonders geeignet ist es für die Gabenbereitung, wo am deutlichsten zum Ausdruck kommt, wie eng Gottesliebe und Nächstenliebe auch in der Messfeier verbunden sind. Aufgrund der Anspielungen an die heilige Elisabeth und den heiligen Martin sollte man vor allem im November auf keinen Fall auf dieses Lied vergessen.

Klaus Einspieler